

[Startseite](#) | [Das Magazin](#) | [Reportagen](#) | Grönland: Eine Segelreise durchs Packeis – und zu mir selbst

Abo Segeltörn vor Grönland

Eine Reise durchs Packeis – und zu mir selbst

Unser Autor schwor sich: Nie wieder auf ein Schiff! Dann brach er, geplagt von einer Lebenskrise, zu einer dreiwöchigen Segelfahrt durch den Arktischen Ozean auf.

Bei einem Eisberg ist einzig die Spitze sichtbar, der grösste Teil befindet sich unter Wasser und kann nur erahnt werden. Ähnlich verhält es sich mit Lebenskrisen.

Foto: Luca Zanetti

Luca Zanetti (Das Magazin)

Publiziert: 21.02.2025, 16:00



Hören Sie diesen Artikel:



00:00 / 29:48 1X

BotTalk

Prolog

Nie wieder werde ich einen Fuss auf ein Schiff setzen! Das war das Versprechen, das ich mir gab, als ich in den späten Neunzigern einundzwanzig Tage lang den Pazifischen Ozean überquerte. Wir fuhren von Tokio nach Los Angeles, mit dem deutschen Frachtschiff Punjab Senator. Der Mangel an Bewegung, der enge Raum, die allgemeine Langeweile, der ständige Motorenlärm – das war zu viel oder zu wenig für meine Seele. Immerhin hatten wir zweimal Weihnachten, weil das Schiff am 24. Dezember die internationale Datumsgrenze passierte. Zweimal gab es gebrauchte Pekingtonen, die hart wie Gummi war und wie alles andere nach Motoröl roch.

Mein Körpergewicht nahm um zwanzig Prozent zu, meine Muskeln in gleichem Masse ab. Die Zeit verlangsamte sich so sehr, dass sie fast zum Stillstand kam. Eine Woche fühlte sich an wie ein Monat. Dann traf uns der Orkan. Die Wellen waren fünfzehn Meter hoch, drei Tage und Nächte lang schlief niemand. Die Punjab Senator, die sich auf ihrer Jungfernfahrt über den Pazifik befand, drohte vorne und hinten von einem Wellenberg erfasst zu werden – eine höchst gefährliche Lage, in der ein Schiff auseinanderbrechen kann. Als ich den Kapitän darauf ansprach, sagte er, mit Blick auf den metallenen Schiffskörper, einen Satz, der sich mir eingeprägt hat: «Nur was unflexibel ist, kann brechen.»

Zwanzig Jahre später

Mein Freund Till, der Kapitän der SY Passage, die im legendären Ocean Race die Welt umsegelt hatte, war mit seinem Schiff in den letzten vier Jahren mit Menschen, die viel Geld dafür bezahlen, in den hohen Norden gesegelt. Till fuhr die norwegische Küste hinauf nach Spitzbergen, die Ostküste Grönlands hinunter nach Island, die Westküste Grönlands hinauf und zurück nach Europa. Standhaft hatte ich bisher alle seine Einladungen abgelehnt, mich ihm, natürlich ohne Bezahlung, anzuschliessen.



Till, Weltbürger mit Schweizer Pass und Kapitän der SY Passage.
Foto: Luca Zanetti

Till sagte, die Fahrt würde mich aus meiner Komfortzone herausholen, ich wäre auf engem Raum mit Menschen zusammen, die nicht so denken wie ich. Die Erfahrung würde mich zu einem toleranteren Wesen machen. Er erzählte von Linken und Rechten, die auf der Tour zu besten Freunden wurden, von Militäroffizieren und Pazifisten, von Ökokriegern und Ferra-

ri-Besitzern. Alle an Bord würden durch die Kraft des Überlebensinstinkts zu einer harmonisch funktionierenden Einheit zusammengeschweisst, wie ein urzeitliches Rudel.

Die Vorstellung, mit einem Rudel von Unsympathen in ein enges Boot gesperrt zu sein, machte die Sache für mich keineswegs attraktiver. Ausserdem hatte ich bereits fast ein halbes Jahrhundert hinter mir und assoziierte «Veränderung» vor allem mit Verschlechterung und «Flexibilität» mit Rückenschmerzen und schlechten Arbeitsverträgen. Eigentlich wünschte ich mir, ich wäre wieder in der Komfortzone.

Zur See!

Als freiberuflicher Fotograf, der um die Welt reiste,⁷ war ich das viele Jahre auch. Doch als es mit den Zeitungen und Zeitschriften finanziell den Bach runterging, fand ich mich mit vielen meiner Kollegen auf der harten Bank der Working Poor wieder und nährte mich vor allem von der Hoffnung, dass, nautisch gesprochen, die Flaute irgendwann vorübergehen würde. Das war meine Situation, als mich Till wieder einmal fragte, ob ich nicht doch mitkommen wolle.

Letztlich war eine Kombination von Gründen ausschlaggebend, dass ich schliesslich doch zustimmte: Ein langweiliger, heisser Sommer in Zürich, eine lange Phase der Arbeitslosigkeit und die Verlockung des Unbekannten brachten mich dazu, die Reise als eine gute Gelegenheit zu sehen, mich abzukühlen, abzukühlen und mit den Fotos, die dabei entstehen würden, vielleicht sogar etwas Geld zu verdienen.

Als ich meinem Bruder, der schon am Polarkreis gesegelt war, von meinem Vorhaben erzählte, gab er mir den Rat, zur Vorbereitung täglich zehn Minuten kalt zu duschen. Sollte ich dann ins eisige Meer fallen, würde das meinen Kältetod hinauszögern, jedenfalls für einige Minuten.

Der Icelandair-Flug von Reykjavik nach Kulusuk – eine von fünf Siedlungen entlang der rund dreitausend Kilometer langen grönländischen Ostküste – war voll besetzt mit fit aussehenden, eher jüngeren Touristen in sehr bunter und sehr teurer Outdoor-Ausrüstung.

Ich fragte die Frau, die neben mir sass, was sie in Grönland vorhabe. Mit leuchtenden Augen sagte sie, sie werde eine Kajaktour machen und hoffe, Eisbären, Narwale, jagende Inuit und kalbende Gletscher zu sehen, bevor sie alle miteinander aussterben. Ich hatte keine Lust, mich weiter mit ihr zu unterhalten, starrte aus dem Fenster und sann über das Ende der Welt nach.





Amateure bitte hier nicht segeln: Jede Sekunde strömen entlang der Küste Grönlands 150'000 Tonnen Packeis südwärts.

Foto: Luca Zanetti

Im Flugzeug sass auch die junge und hübsche Diane, eine Stammzellforscherin, die auf der Reise mit der SY Passage die Co-Skipperin sein würde, also meine zukünftige Chefin. Sie kam gerade von einer zweimonatigen wissenschaftlichen Mission im Nordatlantik, bei der sie Proben von Walatempluft nahm und auf Schadstoffe untersuchte. Sie betrachtete Walblubber unter dem Elektronenmikroskop und tauchte mit der Unterwasserkamera im eiskalten Meer, um Orcas zu porträtieren. Diane strotzte vor Zuversicht, Selbstvertrauen und Abenteuerlust, und nach den ersten Minuten mit ihr war ich voller Bewunderung.

Gelegentlich, als ob jemand eine Glühbirne einschaltete, durchbrach die Helligkeit eines Eisbergs das eintönige Grau des Meeres. Als der Sinkflug begann, leuchteten immer mehr solcher Lichter auf. Die Eisberge nahmen Gestalt an, sie waren gleissend hell und bläulich, und einige hatten von oben die Form perfekter Rechtecke – wie Containerschiffe.

Weiter hinten am Horizont erhob sich aus der Tiefe des Meeres eine bedrohliche Bergkette mit Tausenden von messerscharfen Gipfeln. Der Kontrast zu den sanften, grasbewachsenen und glatt polierten Felsen Islands, die wir gerade hinter uns gelassen hatten, konnte nicht grösser sein. Die beiden Länder, das grüne Island und das eisige Grönland, dachte ich, sollten dringend mal ihre Namen tauschen.

Nachdem wir in Kulusuk im Hotel eing_checked hatten, erzählte uns der Besitzer, jemand habe gerade einen Grindwal gefangen, den wir uns ansehen sollten. Aus irgendeinem Grund erwarteten Diane und ich, dass das Tier noch lebte, und wir liefen so aufgeregt zur Mole, als ob wir Moby Dick persönlich treffen würden.

Der Nachmittag war hell und der Himmel blau. Die Stadt mit ihren sechzig kleinen, rot und blau gestrichenen Einfamilienhäusern wirkte wie Spielzeug. Neben den Spielzeughäusern gab es einen Friedhof mit verstreuten, namenlosen weissen Kreuzen, eine Kirche, eine Schule, einen Supermarkt und ein winziges Museum für «traditionelle Lebensweise», Öffnungszeiten nach Vereinbarung.

Der dunkelgraue, etwa fünf Meter lange Grindwal trieb seitlich auf der Wasseroberfläche, angebunden mit einem Seil, das um die Schwanzflosse geschlungen war. Sein Auge war offen. Die Harpune hatte ihn oberhalb der Brustflossen getroffen, wo das Blut zu einem Klumpen gefroren war. Die abgetrennte Rückenflosse lag auf einem Felsen neben einer trocknen Robbenhaut. Ich hob die Flosse auf und berührte das rote Fleisch. Noch nie zuvor hatte ich ein Meeressäugetier angefasst, und einen Moment fühlte ich mich, als betrachtete ich ein totes Familienmitglied. [\[Einen Bericht über die erfolgreiche Rettung gestrandeter Grindwale lesen Sie hier.\]](#)

Am nächsten Tag schlossen wir uns einer Gruppe amerikanischer Touristen an, die einen Besuch im Museum für traditionelle Lebensweise vereinbart hatten. Wir staunten über die Überlebenskünste der Inuit: Kajaks aus sibirischem Treibholz und Tierknochen, die mit Robbenhaut wasserdicht

aus Robbenfell und Knochenschlitten, die mit Robbenhaut poliert gemacht wurden. Stiefel und Kleider aus Eisbärenfell. Handschuhe aus Robbenfell, seltsamerweise mit zwei Daumen. Zum Schutz vor Schneeblindheit schnitt man winzige Schlitze in Knochen und trug diese wie Sonnenbrillen.

Überlebende der Eiszeit

Das halbe Dutzend Schwarzweissfotos, die an den Wänden hingen, zeigte Porträts von Familienangehörigen der zwei Museumsguides. Ich war voll Ehrfurcht, denn die beiden waren Überlebende eines brutalen Selektionsprozesses – direkte Nachkommen von Menschen, die hier die Eiszeit überlebt hatten, und der geschicktesten Jäger, die es jemals gegeben hat. In der Vergangenheit, erklärten sie, war das Leben grausam. Wenn eine Frau Witwe geworden war, ging sie aufs Eis hinaus und verschwand im Schneegestöber. Jetzt aber sei das anders, sie befänden sich in der Übergangsphase von einer Gesellschaft von Jägern zu einer von Fischern.

Die Inuit, sagten die Inuit-Guides, seien ein positives und zukunftsorientiertes Volk – die kommende Generation werde studieren und das Land bald von Dänemark unabhängig werden. Dann werden sie – die 56'000 Grönländer, von denen etwa 88 Prozent Inuit sind – über 2,1 Millionen Quadratkilometer eisbedecktes Land verfügen.

Die Unabhängigkeit wird sie reich machen. Der schnell schmelzende Eisschild wird den Zugang zu etlichen Mineralienvorkommen freigeben, darunter begehrte Seltene Erden, die für Smartphones und Elektroautos benötigt werden. Dass sich mit dem schmelzenden Eis auch Donald Trump zusehends für ihr Land erwärmt, ahnten sie zu jenem Zeitpunkt noch nicht. Aber sie wussten: Allein der Verkauf von Fischereirechten würde jeden zum Millionär machen.





Die Navigationszentrale des Segelschiffs, das sogenannte Kartenhaus.

Foto: Luca Zanetti

Ich fühlte eine grosse Zuneigung zu den Inuit. Auch ich, dachte ich, bin ja ein Jäger und Fischer, von Aufträgen, die mir kargen Lohn einbringen, und abhängig von höheren Mächten. Allerdings leider ohne eine Perspektive, was späteren Wohlstand angeht.

Till ankerte vor der Nachbarstadt Tasiilaq. Auf der Fahrt dorthin mit dem Motorboot am nächsten Tag gelang es mir, die Rückenflosse eines Buckelwals zwischen Eisbergen zu fotografieren, bevor er in den Tiefen des Ozeans verschwand. Es blieb das einzige Bild, das ich von einem Wal machte. Tasiilaq, mit etwa zweitausend Einwohnern die grösste Siedlung Ostgrönlands, sah von fern aus wie eine abgelegene Bergbaustadt in den Anden.

Wochenlang hatte ich mit Till, er damals noch als Reporter, ich als Fotograf, die Anden überquert, war mit ihm in Ghadhafis Libyen gereist und hatte viele Gedanken, Gefahren und schöne Momente mit ihm geteilt. Grönland war nun eigentlich nur die Fortsetzung einer langen gemeinsamen Reise.

Begegnung mit den Anderen

Hier in Tasiilaq traf sich die Crew, die nun fast komplett war. Bis auf Bruno, den Architekten aus Zürich, der am nächsten Tag eintreffen würde, waren bisher an Bord:

- Skipperin Leonie, eine schweigsame Mittzwanzigerin aus der Schweiz; sie hatte merkwürdige Blasen an den Händen.
- Co-Skipperin Diane, Stammzellforscherin, halb Iranerin, halb Amerikanerin, aufgewachsen in der Schweiz.
- Till, unser kettenrauchender und kettenvaporisierender Kapitän, Mitte sechzig, ein Weltbürger mit Schweizer Pass.



Diane, Erste Offizierin und Co-Skipperin an Bord, hisst die Segel.
Foto: Luca Zanetti

- Ich, der fast fünfzigjährige Fotograf mit der Midlife-Crisis, der schwarzen, bifokalen Designerbrille und dem kahler werdenden Kopf, den ich mit einem Bart kompensiere. Aus dem Tessin.
- Johannes, ein sechzigjähriger, ebenfalls kettenrauchender, abgehalfterter deutscher Architekt mit langen Haaren und John-Lennon-Brille, der, so sagte er uns, dank seiner Segelkünste immer noch ein bisschen mehr Geschwindigkeit aus dem Boot herausholen würde. Aus München.
- Matthias aus Zürich. Fast sechzig, Familienvater und ausgebildeter Glaziologe. Sehnte sich danach, in die gefrorene Welt zurückzukehren, wie er sie in seiner Jugend in Alaska erlebt hatte. Wie ich stand er das erste Mal auf einem Segelboot.

Mein erster Auftrag galt dem Eisbärenschutz. Till schickte mich zu Roberto Peroni, einem über siebzigjährigen italienischen Forscher, der ohne Schlittenhunde oder Hilfe aus der Luft vierzehnhundert Kilometer Inlandeis überquert und ein Buch darüber geschrieben hatte und nun auf einem Hügel über der Stadt eine Herberge betreibt.

Die Idee war, ich könnte durch ein Gespräch mit Peroni in seiner Muttersprache seine Gunst gewinnen und ein Jagdgewehr mit sogenannten Dum-dum-Patronen mieten, womit sich auch ein Amateurschütze gegen Eisbären verteidigen kann. Peroni hatte Verständnis für unser Anliegen, aber ausleihen werde er uns nichts, sagte er lächelnd.

Ich fragte ihn, ob das Gerede über menschenfressende Eisbären nicht ohnehin übertrieben sei, zumal ja ein tonnenschweres Tier nie aus dem Was-

ser auf ein Segelboot klettern könne. Peroni erklärte, Eisbären seien amphibische Kreaturen, die das Meer mehr lieben als das Land, und sie könnten buchstäblich aus dem Wasser springen. Denn das täten sie, wenn sie auf Robbenjagd gehen: Sie schiessen aus dem Wasser auf die Eisschollen, auf denen die arglosen Kreaturen liegen. Wenn uns unser Leben lieb sei, sollten wir also ein Gewehr mitnehmen.

Till beschloss, ein Gewehr im Dorfladen zu kaufen. Nach zehn Minuten kamen wir mit Waffe und einem Fernglas wieder heraus. Wir hatten keinen Ausweis und keine Genehmigung gebraucht – als hätten wir eine Bratpfanne gekauft.

147 Äpfel und andere Überlebensmassnahmen

Am selben Nachmittag fuhren wir in die Bucht hinaus, um uns mit den Sicherheitsvorkehrungen vertraut zu machen. Leonie hatte die Leitung. Wir probierten die dicken roten Neoprenanzüge an, die nur Nase und Augen frei lassen. In der Gummihaut fühlte ich mich wie ein Würstchen. Umso mehr, als ich hörte, dass die Anzüge das Leben oft nur vorübergehend retten. Denn wenn man darin entkräftet im Wasser treibt, hiess es, kommen die Möwen und picken einem die Augen aus.

In meine Zuständigkeit fiel auch der Einkauf von Lebensmitteln, für sieben Personen und drei Wochen. Die erfahrene Leonie hatte eine Faustregel: für jede Woche mindestens ein voller Einkaufswagen. Ausserdem solle jeder täglich einen Apfel essen, also insgesamt 147 Äpfel.

Ich konnte nicht aufhören, auf Leonies Hände zu schauen, die voller Blasen waren. Eine allergische Reaktion – oder die Auswirkungen des berüchtigten Skorbut? Nach einigen Wochen ohne Vitamin C verlieren Seeleute Zahnfleisch und Haare, werden verrückt und sterben an einer Infektion. Irgendwo hatte ich auch gelesen, dass venezianische Seefahrer im Mittelalter dank ihres Zwiebelkonsums weiter und länger segeln konnten als ihre Rivalen. Ich beschloss, täglich auch eine Zwiebel zu essen. Am Ende füllten wir fünf Einkaufswagen und zahlten zweitausendfünfhundert Franken.

Am Abend gingen wir in die Disco. Die Leute tanzten, indem sie sich gegenseitig im Kreis zogen, dazu spielte eine Rockband mit einer stimmgewaltigen, wunderschönen Sängerin in Fussballkleidung. Wenn sie nicht gerade sang, umarmte und küsste sie ihre Freundinnen. Überhaupt sahen die Frauen glücklicher aus als die Männer. Die Leute auf der Tanzfläche waren zwischen fünfzehn und achtzig Jahre alt, und sie kamen abwechselnd, um uns aufzufordern.

Als ich am frühen Morgen ging, war es noch hell genug, um ein Buch zu lesen. Eine betrunkene alte Frau, die kaum noch laufen konnte, versuchte, von der Disco zur Strasse zu gelangen. Sie wurde von einem jungen Mann begleitet. Als sie stürzte, half er ihr auf, gemeinsam schafften sie etwa hundert Meter, dann fielen beide auf den Beton. Sie sahen friedlich aus, wie ein verliebtes Paar vor dem Einschlafen.

Das Ächzen der Eisberge

Schliesslich kam, hochgestylt und hipsterbärtig, der Schweizer Architekt Bruno an. Er landete mit dem Helikopter und wollte sofort in See stechen. Es wurde beschlossen, dass wir zunächst nach Süden segeln. Dort, hiess es, könne ich tolle Bilder machen, deren Veröffentlichung unweigerlich meinen wirtschaftlichen Aufschwung nach sich ziehen und das Ende meiner finanziellen Sorgen bedeuten würde. Wir hissten das Grosssegel und verliessen in aller Stille den geschützten Hafen von Tasilaq.

Zu den vielen Dingen, an die ich mich an Bord gewöhnen musste, gehörte der irritierende Blick auf das GPS-Gerät, demzufolge wir fast durchgängig auf dem Festland über Felsen und Bergspitzen navigierten. Ostgrönland,

erfuhr ich, ist noch nicht zuverlässig kartiert. Die elektronischen Karten sind voller Fehler, sie zeigen Inseln, die es nicht gibt und, problematischer, Meer, wo in Wahrheit Inseln sind.



Tasilaq ist mit etwa zweitausend Einwohnern die grösste Siedlung in Ostgrönland.

Foto: Luca Zanetti

Ein weiteres technisches Problem gab es beim Echolot, das zur Bestimmung der Tiefe verwendet wird. Beim Navigieren im dichten Packeis oder in der Nähe eines kalbenden Gletschers verschwanden die Tiefenmessungen einfach. Matthias, der Glaziologe, vermutete, das Problem hänge mit der Veränderung des Salzgehalts zusammen, wodurch sich auch die Schallgeschwindigkeit und damit die Genauigkeit des Echolots verändern. Da die Geräte nicht zuverlässig waren, mussten wir permanent Ausschau nach Felsen, Inseln und Eisbergen halten. Ich wurde zu 4-Stunden-Schichten mit Johannes und Bruno eingeteilt, was ich bedauerte, denn ich hätte lieber mit Diane gewacht.

Nach der Schicht sehnte ich mich nach tiefem, erholsamem Schlaf. Eine halbe Stunde lang hatte ich mich an der einzigen Bordheizung wieder auf Betriebstemperatur gebracht. Doch der Versuch, in einer schaukelnden Liege unter der Wasseroberfläche eines Eismeers einzuschlafen, ist wie Extremsport. Ständig schlingern Eisblöcke am Aluminiumrumpf vorbei, was sich anhört, als hätte jemand eine Messerschleiferei in deinem Kopf eingerichtet. Gelegentlich kollidierte eine Eisscholle von der Grösse eines Kleinwagens mit dem Kiel der SY Passage und versetzte dem Schiff einen ohrenbetäubenden Schlag.

Die Luft am nächsten Morgen war milchig, es fiel schwer, das Meer vom Himmel zu unterscheiden, und alles schien verschwommen. Ein überwältigendes Gefühl der Abgeschiedenheit – verstärkt durch das Verschwinden des Telefonsignals – machte sich breit. Die eisigen Gewässer Ostgrönlands

scheinen leblos und entrückt, aber es ist kein stiller Ort.

Das liegt an den Eisbergen. Je näher man ihnen kommt, desto lauter werden sie, sie knistern, kippen klatschend um oder zerbrechen unter lautem Ächzen. An einem sonnigen Tag nimmt ihre Aktivität enorm zu, sie fangen frühmorgens an, stark zu schwitzen und zu tropfen, wie ein fatter Europäer in den Tropen.

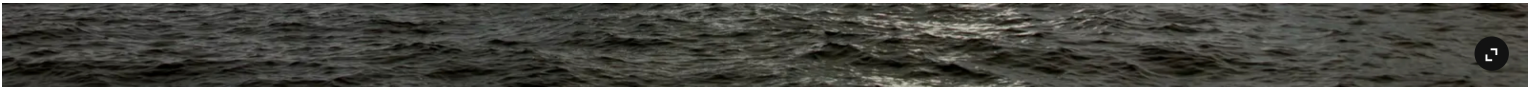
Die im Eis eingeschlossenen Luftblasen platzen, was sich anhört, als ob eine Million sprudelnder Getränke gleichzeitig geöffnet würden. Am Nachmittag fließt das Schmelzwasser in Strömen, und von den Berggipfeln stürzen Wasserfälle, bis die eisige Architektur in Millionen kleiner Teile zerfällt, die wie ein riesiges Puzzle auf der Meeresoberfläche treiben.

Eisberge sind Schicksalsberge

Man kann Eisberge als Land Art betrachten, als schwimmende Skulpturen in den unglaublichsten Formen und Farben. In ihrer kolossalen Grösse steckt aber, neben ihrer realen, auch ihre symbolische Kraft, als Zeugen des schmelzenden Planeten, als Monumente der Klima- und Erdgeschichte. Das in ihnen seit Tausenden von Jahren gespeicherte Wasser wird zum Anstieg des Meeresspiegels beitragen, den Salzgehalt der Ozeane verändern und Strömungen und Nahrungsketten unterbrechen. Die Eisberge sind unsere Schicksalsberge.

Wir feuerten ein paar Schüsse ab, um zu sehen, ob das Gewehr funktionierte. Ich zielte auf eine tiefblaue Linie aus gefrorenem Schmelzwasser, die einen Eisberg senkrecht in zwei Hälften teilte, aber der Koloss sprang nicht auseinander. Nachdem wir in Sichtweite des kalbenden Gletschers geankert hatten, bereiteten wir die Kajaks vor und paddelten auf die hoch aufragenden Eisberge zu, die viel näher aussahen, als sie tatsächlich waren. Auf dem Rückweg zum Boot sagte mir Till, ich solle Eis für den nachmittäglichen Gin Tonic mitnehmen.





Eisberge sind extrem stabile Dinger. Trotzdem kann auch ein Hunderte Millionen Tonnen schwerer Monsterberg umkippen. Wenn das passiert, will man nicht mit einem Segelboot in der Nähe sein.

Foto: Luca Zanetti

Am nächsten Tag segelten wir durch Fjorde und kamen am späten Nachmittag in der Siedlung Kuummiit an, einer Stadt mit etwa hundert Häusern. Am Pier standen vier Männer und eine Frau, alle tranken Kaffee, rauchten Zigaretten und blickten auf den Fjord hinaus, wo zwei Buckelwale nach Luft schnappten. Die Leute machten gerade eine Pause von der Arbeit in der Fischverarbeitungsfabrik, wo sie Heilbutt für die Verschiffung ins Ausland vorbereiteten. Ich machte ein Porträt von einem grauhaarigen Mann mit einem breiten Lächeln. In der Fischfabrik baten wir um die Erlaubnis, unsere Wassertanks zu füllen, und bezahlten mit Schweizer Schokolade, einer in Grönland äusserst harten Währung.

Viele Häuser waren mit über die Dächer gespannten Seilen im Boden verankert. Der Grund dafür, erfuhr ich, sind die gefürchteten katabatischen Winde, «Piteraqa» genannt, was auf Inuit etwa heisst: «das, was dich anfällt». Sie entstehen, wenn Kaltluftmassen, die über der bis zu drei Kilometer dicken grönländischen Eisdecke liegen, von einem gewaltigen Tiefdrucksystem über dem Meer angesaugt werden und Richtung Küste hinabdonnern. Die Fallwinde erreichen im Extremfall Geschwindigkeiten von weit mehr als zweihundert Stundenkilometern und brechen mit brutaler Kraft über die Küstenorte herein.

Kurzes Psychogramm der Crew

An Bord war die Lage stabil. Leonie blieb das fast wortlose, zupackende Wesen. Sie beschwerte sich kein einziges Mal und machte grossartige Apfelkuchen mit Zimt und Zucker. Ihre hervorstechendste Eigenschaft war allerdings, jedes Risiko einzugehen, das sich ihr bot. Mit Vorliebe stieg sie bei rauer See auf den im eiskalten Wind schwankenden Mast.

Johannes, der Münchner, war Vater von drei Kindern aus drei Ehen. Er hatte mit der Zeit seine Ambitionen aufgegeben, das Alphamännchen an Bord zu sein, und wurde immer schweigsamer. Beschleunigt wurde diese Entwicklung vermutlich durch die Tatsache, dass die übrige Besatzung Schweizerdeutsch sprach und sich selten dazu durchringen konnte, ins Schriftdeutsche zu wechseln.

Bruno, der hippe Schweizer Architekt, brachte neben seinem Vollbart auch eine Drohne an Bord. Er war diskret, zuverlässig, ordnungsliebend, kompromissbereit und überhaupt sehr schweizerisch. Er erwies sich auch als grossartiger Koch und wusste stets, was an Deck zu tun war. Der einzige Einblick, den er uns in sein Leben an Land gewährte, war, dass er zu Hause einen Jack Russell hielt, ein Überbleibsel aus seiner letzten Langzeitbeziehung.

Matthias war einige Tage lang seekrank, und als er sich wieder erholt hatte, setzten wir grosse Hoffnung in sein Wissen als Glaziologe. Wenn wir einer Küste entlang oder in einen Fjord einfuhren, wurde er, weil das Echolot verrücktspielte, wie ein Orakel zurate gezogen. Er sah sich die Landschaft an, studierte ihre Formation und gab ein Urteil darüber ab, welcher Weg wahrscheinlich mehr Tiefe haben würde.

Es war Magie. Genau wie die Inuit hatten auch wir unseren Schamanen und folgten seinem Rat. Zu Hause verdiente er seinen Lebensunterhalt als Experte für Risikobewertung. Ich mochte Matthias sehr, er war einer dieser Menschen, die einem das Gefühl geben, intelligenter zu sein, als man ist.





Sollte auch bei garstigen Bedingungen nicht auseinanderbrechen: Die SY Passage, Baujahr 1989, ist ein hochseetaugliches Rennsegelboot, gefertigt aus widerstandsfähigem Aluminium.
Foto: Luca Zanetti

Till war der unumstrittene Silberrücken an Bord, der Geschichten aus einem endlosen Repertoire von Abenteuern erzählte. Dazu gehörte auch, wie er als Kriegsreporter im Sudan entführt wurde – ein Missgeschick, das er im Nachhinein als seine grösste Leistung bezeichnete. Till liebte es, seine Zuhörer aus der Fassung zu bringen. Das gelang ihm immer, spätestens wenn er erzählte, dass seine Entführung und der Tod seines Vaters ihn von dem Druck erlöst hätten, der Welt und dem Vater seinen Wert zu beweisen. Till war ein enger Freund, ich habe ihn an Bord genauso geliebt wie an Land.

Und dann Diane, die Sonne an Bord, immer mit einem Funkeln in den Augen und einem Lächeln im Gesicht. Auf unserem psychedelischen Trip war sie das Tor zurück in die bekannte Welt, meine wärmende Flamme und eine Lebensversicherung gegen den Wahnsinn, der gleich über uns hereinbrechen würde.

Starke Winde wurden infolge eines Tiefs erwartet, das sich zwischen Grönland und Island bewegte. Wir beschlossen, uns von der Küste zu entfernen und in offenere Gewässer zu fahren, und zwar in Richtung Norden zu einer kleinen Insel namens Storo, wo man laut einem Eintrag aus dem Jahr 1931 in Band II der «Admiralty Sailing Directions: Arctic Pilot» Schutz finden könne. Die See war aufgewühlt, und es war schwer, die Eisschollen von den Wellen zu unterscheiden, ganz zu schweigen von Felsspitzen, die überall aus dem Wasser lugen konnten. Die Stimmung war angespannt, alle standen an Deck, bereit, Befehle auszuführen. Wir erreichten Storo, rechtzeitig bevor der Wind die Festlandküste mit Tausenden von Eisbergen zupflasterte, die unser Boot mühelos zerquetscht hätten.

Sogar der Kapitän sieht ernst aus

Am nächsten Nachmittag flaute der Wind ab, und wir waren uns einig, dass wir versuchen sollten, offene Gewässer zu erreichen, um felsige Küstenabschnitte zu meiden, und dann Richtung Osten nach Island abzukürzen. Doch sobald wir den schützenden Ort verlassen hatten, sahen wir uns einer Flut von Eisschollen und Eisbergen gegenüber, bei starkem Gegenwind und massivem Seegang. Jemand hätte vorschlagen sollen, in den Schutzhafen zurückzukehren – ich hätte es tun sollen –, aber wir waren alle zu aufgereggt, vor allem Leonie und Johannes. Ihre Augen leuchteten, sie waren fiebrig, adrenalangeladen.

Das Licht nahm schnell ab. Johannes befahl mir, mich auf eine Seite zu stellen und nach kleinen Eisbergen und anderen Hindernissen Ausschau zu halten, aber durch meine Brille sah ich nicht viel. Dann entdeckte Johannes, was sonst niemand sah: eine kleine Insel in etwa hundert Metern Entfernung, auf die wir direkt zusteuerten. Es war fast unmöglich, sie in dem brodelnden Meer auszumachen, aber wenn man wusste, wo man hinschauen musste, sah man die Gischt der Wellen, die sich an ihrem Fels brachen.

Till sah zum ersten Mal auf dieser Fahrt ernst aus. Er befahl eine sofortige Kuhwende, ein 180-Grad-Manöver, das damit endete, dass wir mit Blick auf die Küste und mit dem Wind segelten, eine viel weniger laute und viel weniger dramatische Art, vorwärtszukommen. Es war wirklich knapp gewesen, Johannes hatte die SY Passage und uns alle wohl vor dem Untergang bewahrt.

Am nächsten Tag flaute. Endlich die dringend benötigte Ruhe. Wir konnten schlafen, duschen, uns umziehen. Diane, meine Heldin, zog ihre Tauchausrüstung an und tauchte unter das Boot, um nachzusehen, ob sich etwas am Kiel oder am Ruder verfangen hatte. Dann brach plötzlich ein Binnenwind mit Böen von vierzig Knoten über uns herein. Das Schiff begann sich im Kreis zu drehen, man hörte, wie der Anker über den Boden schlefte, und die Temperatur stieg von 9 auf 21 Grad Celsius. Es war ein milder Piteraag, der sich beim Abstieg von den Höhen des Inlandeises erwärmte.

Ich öffnete eine Dose Bier, schloss meine Augen und stellte mich in den warmen Wind. Endlich war alles vorbei – die Nässe, die Kälte, die raue See, die Seekrankheit, das Packeis, die bedrohlichen Eisberge, die Angst, an den Klippen einer unbekannten Insel zu enden.

Und jetzt?

Hat die Reise mein Leben verändert? Nein. Habe ich neue Freundschaften geschlossen? Auch das nicht. Habe ich mich dank der Bilder finanziell saniert? Schön wärs. Aber Till hatte recht, ich werde die Schicksalsgemeinschaft unserer bunten Truppe nicht vergessen, das Gefühl, umso fester zusammenzugehören, je feindlicher und gefährlicher es draussen ist.

Vor allem erinnert mich die Fahrt an Till. Es war die letzte Reise, die ich mit ihm unternommen habe, bevor er wenig später völlig unerwartet starb. Für Till wäre dieser morbide Schluss die effektvolle Pointe einer Abenteuergeschichte, in der viele Leben gerettet wurden. Aber ich bin nicht Till. Ich bin traurig, und er fehlt mir. Und nie wieder werde ich einen Fuss auf ein Schiff setzen.

Luca Zanetti ist Fotograf, *er lebt in Zürich und manchmal in Kolumbien.

GROSSE REPORTAGEN AUS DEM «MAGAZIN»



Abo Reportage aus Kolumbien

Kann er dem Mörder seines Bruders verzeihen?



Abo Schweiz-Trip mit dem dementen Vater

Mein Dad hat Alzheimer. Ich nehme ihn mit auf eine Reise zu seinen Wurzeln. Wird er sich

erinnern?



Grosse Ozean-Recherche

Das Meer – lange hat es uns vor Schlimmerem bewahrt, jetzt kommt es an seine Grenzen

NEWSLETTER

Planet Plüss

«Magazin»-Kolumnist Mathias Plüss beantwortet Ihre Umweltfragen und gibt Tipps für einen grüneren Alltag.
[Weitere Newsletter](#)

Abonnieren

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

6 Kommentare

Meistgelesen



[Autobahneinhausung A1](#)
Schwamendingen hat endlich seinen grünen Deckel



[Leben vor dem Pontifikat](#)
Doppelbürger, Tennisfan, vielleicht der erste schwarze Papst? Fünf Punkte zu Panst



[Abo](#) [Leserumfrage zum Nachwuchs](#)
«Es ist der Horror!»: Eltern erzählen, warum sie das Kinderkriegen



[Kurz vor ESC-Start in](#)
Nemo fordert den Ausschluss Israels von der Eurovision Song